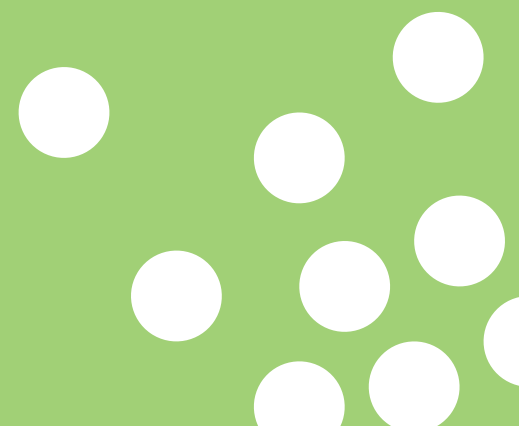
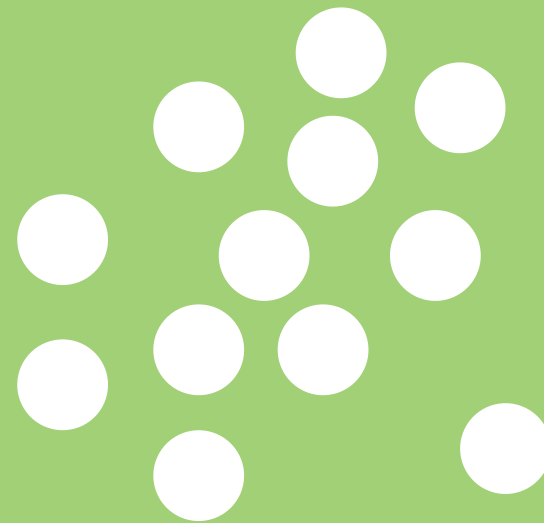


Epilog



Dinge, Ethnologie, Kolonialität: Kritische Umwege

George Paul Meiu

Einige der differenzierteren Debatten über das Verhältnis zwischen Ethnologie und Kolonialität sind von einem auffälligen Widerspruch gekennzeichnet, insofern als die Ethnologie zugleich ein Produkt des imperialen Zeitalters ist, ja sogar ausserhalb dieses Zeitalters ideologisch praktisch undenkbar ist, und zugleich ein Diskursfeld darstellt, das den Imperialismus kritisch hinterfragt und nach Möglichkeiten einer gesellschaftlichen Existenz jenseits seiner unterdrückerischen Macht sucht. Ohne Frage, die Idee eines ›Ausserhalb‹ von Macht und Kolonialität, so politisch attraktiv sie auch sein mag, ist nicht unproblematisch, zumal darin die verführerische Fantasie des Eskapismus mitschwingt, die für den spätkapitalistischen Konsumismus so kennzeichnend ist. Nichtsdestotrotz nimmt man diese Ambivalenz als Ausgangspunkt für ein Überdenken der Beziehung zwischen Ethnologie und Kolonialität, eröffnet man möglicherweise auch neue Wege, um durch und mit Dingen neu zu denken. Umgekehrt könnte eine andere Form, sich mit Objekten auseinanderzusetzen, auch neue Wege zur Bewältigung des kolonialen Erbes der Ethnologie aufzeigen. Welcher Art könnten diese neuen Formen der Auseinandersetzung sein? Um es ganz offen zu sagen: Reiner Empirismus reicht nicht aus. Um Kolonialität offen anzugehen, reicht es nicht aus – kann es gar nicht –, Objekte, ihre Biografien und die Akteure, die sie herstellten und benutzten, einfach zu beschreiben und so zu tun, als ob solch eine Beschreibung von Geschichte und Machtideologien unberührt bliebe. Vielmehr müssen wir unsere kritische ethnografische und historische Imagination in Gang setzen, um zu hinterfragen, wie solche dominanten Ideologien Phänomene als beschreibbar erscheinen lassen: wie Materialien und Oberflächen als stabile, feste, objektivierbare Einheiten in Erscheinung treten können; wie die scheinbare Dinglichkeit von Gegenständen als selbstverständlich empfunden wird; und wie derartige Vergegenständlichungsprozesse auch Individuen, Institutionen und Welten objektartige Eigenschaften zuschreiben.

Von religiösen Ritualen bis hin zu politischen Protesten haben Gegenstände seit jeher eine wichtige Rolle dabei gespielt, Macht zu entlarven: sie zu definieren, auszuhöhlen, zu bekämpfen oder Welten durch sie oder gegen sie zu ersinnen. In der Ethnologie sind Artefakte, die alleine schon durch ihre Präsenz in entsprechenden Museen das koloniale Narrativ ansprechen, das ihre Aneignung überhaupt möglich gemacht hat, ein gutes Beispiel.¹ Ein weiteres wichtiges, wenn auch vielleicht weniger offensichtliches Beispiel betrifft jene Texte und Theorien oder gar die Disziplin selbst, von denen wir sagen, dass sie aufgrund ihres kolonialen Hintergrunds von Natur aus belastet sind. Oft hört man zum Beispiel, dass durch die Tatsache, dass die britische Kolonialregierung E. E. Evans-Pritchards Feldforschung im Sudan überhaupt möglich gemacht hat, dessen Buch ›The Nuer‹ ›kolonialistisch‹ sei oder dass, noch weiter gefasst, die Ethnologie nichts anderes als ›die Handlangerin des Kolonialismus‹ sei. Aber was bedeutet das eigentlich? Wie im Falle von Ritualen können Gegenstände beziehungsweise Vergegenständlichungen diverser Art soziale und historische Prozesse, die ansonsten ebenso vieldeutig und abstrakt wie materiell folgenreich sind, verdinglichen, verdichten und greifbar machen. Das Potenzial von Dingen, Kolonialität und Machtverhältnisse zu entlarven, erfordert jedoch weitere Überlegungen. Wenn es unser Ziel ist, etwas zu verstehen, zu präzisieren und dem gegenüberzustellen, was wir Kolonialität nennen, dann sollten wir zunächst die Annahme hinterfragen, das Koloniale sei ein Wesensmerkmal der Dinge. Als Erzeugnis der kolonialen Moderne schwingt die Vorstellung mit, die Marx als unsere irrige Annahme bezeichnet, dass Waren ihren Tauschwert bereits ›enthalten‹ oder ›in sich tragen‹. Damit will ich keineswegs in Abrede stellen, dass Museumsartefakte, ›The Nuer‹, oder das Fach Ethnologie im Allgemeinen

untrennbar mit dem Kolonialismus verbunden sind. Das wäre bestenfalls naiv. Was ich vielmehr damit sagen will, ist, dass eine Auseinandersetzung mit dem Kolonialen eine tiefgreifendere epistemologische Kritik erfordert.

Postkoloniale Theoretiker*innen und Ethnolog*innen des Kolonialismus haben gezeigt, wie zentral Bemühungen zur Trennung und Homogenisierung binärer Kategorien (zum Beispiel Kolonisatoren/Kolonisierte, kolonial/vorkolonial, Westlich/Indigen und so weiter) der kolonialen Macht als Mechanismen gedient haben.² Anstatt überstürzt das Koloniale vom De- oder Vorkolonialen abzugrenzen und zu trennen, müssen wir an einer anderen Stelle ansetzen. Bezüglich der Provenienzforschung ist es zunächst einmal wichtig, die laufende Forschung an Objekten in einen Dialog mit breiteren Bestrebungen zu integrieren, um die Ethnologie als solche und ihre Praktiken kritisch zu überdenken. Zweitens ist es wichtig, die Ethnologie in unserer Kritik an der Kolonialität nicht als Ausnahme darzustellen. Denn, wie Michel-Rolph Trouillot hervorhebt, das Diskursfeld der Ethnologie ist eng mit der sie bedingenden, globalen, politisch-ökonomischen Ordnung verbunden.³

Im Folgenden möchte ich einige «Fluglinien» – damit meine ich gedankliche Höhenflüge – bezüglich der Provenienzforschung vorschlagen, die, so meine ich, den analytischen Diskurs bereichern, erweitern und vertiefen könnten. Meine Ideen zielen auf eine Art analytische Imagination ab, die (i) kritische Umwege nimmt, eine Art des Denkens um Dinge herum; (ii) sich auf die Wechselwirkung zwischen Fixierung und dem Auflösen von Dingen konzentriert; (iii) zeitgebundene Episteme in ihrem eigenen Diskurs reflexiv hinterfragt; und (iv) die ambivalenten Beziehungen zwischen Objekt, Subjekt und Ware in den Vordergrund stellt.

Kritische Umwege

Das Erzeugen von Wissen mithilfe der materiellen Kultur ist besonders im Kontext der Provenienzforschung wichtig, wo die Abkehr von vorherrschenden Formen der Geschichtsschreibung auch eine rigorose epistemologische Reflexion nach sich ziehen sollte. Indes kann die Erforschung der kolonialen Verflechtungen der Ethnologie als solche erheblich von einer gründlichen Durchforstung der Spuren profitieren, die diese Disziplin hinterlassen hat: Texte, Fotografien, Feld- oder Vorlesungsnotizen, Briefe, Tagebücher etc. Aber wie schaffen wir es, uns mit dem Chaos oder den Trümmern auseinanderzusetzen, die uns das Haus der Ethnologie hinterlassen hat – also mit den etablierten Ansprüchen dieser Disziplin auf privilegiertes Wissen und institutionelle Autonomie? Wie bereits gesagt, besteht bei der Beschreibung und Erforschung solcher Nachlässe stets die Gefahr, koloniale Episteme unkritisch zu übernehmen und dadurch zu festigen. Da wir dennoch irgendwo anfangen müssen und die Sprache, Konzepte und Paradigmen, die uns zur Verfügung stehen, so kompromittiert sie auch sein mögen, vorerst ausreichen müssen, schlage ich eine Reihe kritischer Umwege vor,⁴ das heisst, um ein Ding herum zu denken, um es Schritt für Schritt zu dezentrieren und die vielschichtigen Prozesse zu beleuchten, die es zu dem machen, was es zu einem gegebenen Zeitpunkt zu sein scheint.

Als ich vor einigen Jahren einen BA-Kurs in ethnologischen Forschungsmethoden unterrichtete, wollte sich plötzlich mehr als die Hälfte der Gruppe im Rahmen ihrer Hausarbeit mit Lebensgeschichten auseinandersetzen. Konkret meinten die Student*innen damit, Menschen zu ihrem Leben, ihrer Biografie und ihrer Familiengeschichte zu befragen. Zuvor hatten sie Pierre Bourdieus klassische Abhandlung «Die biografische Illusion» gelesen, in der er die Idee eines erzählbaren Lebens hinterfragt und sie historisch mit der Herausbildung des Bürgertums in Westeuropa und dem Ideal des eigenständigen, rationalen Subjekts verknüpft. Aber irgendwie schien das Mittel des Interviews immer noch die offenkundigste Methode zu sein. Dabei wollte ich den Studierenden unbedingt vermitteln, wie wichtig es ist, methodologisch unsere gängige Vorstellung von einem bürgerlichen Subjekt und einem synchronisierten Lebenslauf aufzubrechen.

Zufälligerweise hatte ich kurz zuvor einen Artikel in der New York Times gelesen, der mir in dieser Hinsicht weiterhalf. Er handelte von einem Mann namens George Bell, der wie viele andere in New York City allein in seiner Wohnung gestorben war. Er hatte keine Familie, die sich um ihn kümmerte, und als man ihn fand, war er kaum noch zu erkennen. Das Einzige, was von Bells Identität übriggeblieben war, war das Namensschild an der Tür zu seiner Wohnung. Um mehr über Bell zu erfahren, versuchten die Kriminalbeamten (und danach die Journalisten) aus den unzähligen Dingen, die er in seiner Wohnung gehortet hatte, eine Geschichte seines Lebens zu rekonstruieren. Zusammen ergaben die Gegenstände jedoch nicht eine Geschichte, sondern viele Geschichten: widersprüchliche, fragmentarische und kontraintuitive.⁵

Ich bin über die Jahre immer wieder zum Fall Bell zurückgekehrt, weil er mir mehr vermittelt hat als nur eine alternative, fantasievollere Methode zur Darstellung von Lebensgeschichten. Geht man nicht davon aus, dass unsere Subjektivität durch ein inneres Sein definiert ist, das sich einfach beschreiben, erzählen oder eingestehen lässt, dann können wir auf der Suche nach subjektiver Erfassung einen fantasievollen Umweg über Gegenstände in einem Haus, wie im Fall von George Bell, nehmen. In Abwesenheit von Bells Stimme waren seine Dinge – das Einzige, das sie als Gruppe vereinte, war sein Name auf dem Türschild – in der Lage, viele mannigfaltige Geschichten zu erzählen, die wahrscheinlich nicht alle mit dem Bild, das er von sich selbst gehabt hat, übereingestimmt hätten. Hier hallt Freuds Betonung der Bedeutung des «anderen Schauplatzes» des Subjekts wider – jene Begebenheiten, die scheinbar ausserhalb von uns selbst liegen und doch das ausmachen, was wir sind, eine Art soziales Unbewusstes.⁶ Ausgehend von dieser psychoanalytischen Erkenntnis lässt sich argumentieren, dass die Gegenstände in Bells Apartment so etwas wie ein unbewusster Ort seiner Subjektivität sind. Solche Umwege über andere Schauplätze eines Subjekts – oder auch eines Objekts – können uns dabei helfen, empiristische Annahmen darüber, was es bedeutet, eine Person oder eine Sache lediglich zu beschreiben, kritisch zu hinterfragen. Mit anderen Worten: Anstatt sich mit einem Subjekt oder einem Objekt so auseinanderzusetzen, als ob seine Dinghaftigkeit selbstverständlich sei, sollten wir etwas den Blickwinkel verlagern und nach Schauplätzen suchen, in denen soziale und historische Prozesse ihre Selbstverständlichkeit zum Ausdruck bringen. Letztlich nehmen Umwege auch ernst, was sonst verleugnet, ausgelassen, vergessen, fragmentiert oder als irrelevant bezeichnet wird.

Welche Methoden des Lesens, der Auseinandersetzung und der Imagination sind demnach erforderlich, um mit den Trümmern des Hauses der Ethnologie kritisch umzugehen – das heisst mit Museumsammlungen, aber auch mit Texten, Fotografien, Theorien und Ideen, die unter den Vertreter*innen unseres Fachgebiets weitergegeben wurden und werden? Mit welchen Methoden lassen sich die emanzipatorischen Potenziale von Dingen in Gang bringen? Und wie sollen wir mit den Zweideutigkeiten dieser Trümmer umgehen, ohne die problematischeren und ausgrenzenden Ansprüche der Ethnologie als Disziplin zu reproduzieren? In der Folge werde ich mich mit einer Reihe von Umwegen rund um die Provenienz und die damit verbundenen Forschungen befassen und dabei weitere Fragen zur Kolonialität stellen, mit der Absicht diese noch tiefer kritisch zu ergründen.

Dinge fixieren und aufbrechen

Anthropologische Studien zu Objekten und Materialität kritisieren seit Langem simplizistische Vorstellungen von materieller Kultur als etwas Statischem und Stabilem, Faktischem und Fixem. Dabei sollte man niemals Objekte als unveränderlich betrachten, schon gar nicht im Zusammenhang mit Mobilität, die ein zentrales Thema der Provenienzforschung darstellt. Mobilität setzt zwangsläufig voraus, dass Dinge sich ständig in einem Zustand des Aufbruchs befinden.⁷ Wenn Dinge sich bewegen, bauen sich Patina sowie Schichten auf und häufen sich Spuren, wobei das Neue durch das Alte geprägt und von diesem überlagert wird. Diese Überlagerung von Gebrauchsspuren und Bedeutungsebenen

verleiht den Objekten eine tiefgründige Mehrdeutigkeit. Dazu meint Anna Schmid: «Um neue Potenziale dieses riesigen Fundus an Wissen, Erinnerung und Imagination [in Museumssammlungen] zu erschliessen, muss die empathische Qualität der Begegnungen in ein analytisches Verständnis der Sammlungen umgewandelt werden».⁸ Dies bedeutet mehr als nur Beschreibung und Interpretation; es stellt eine Möglichkeit dar, Dinge aus der modernistischen, imperialen Matrix ihrer Verständlichkeit zu befreien. Abseits der Fesseln von Inventarnummern, Karteikarten, ethnologischen Beschreibungen und ethnografischen oder regionalen Zuordnungen, können Gegenstände viele andere Dinge nicht nur sein, sondern auch werden. Die Provenienzforschung hat dies überzeugend gezeigt.⁹

Aber worin besteht nun konkret das kritische Potenzial einer solchen Freisetzung, und wie können wir es erschliessen? Es geht hier nicht nur darum, die traditionelle Sprache der Museen zu hinterfragen, dazu gehört auch – und das ist wichtig – eine kritische Auseinandersetzung mit den vorherrschenden Ideologien von Zeit, Geschichte und Erinnerung. Walter Benjamin beispielsweise hält es für bedeutsam, auf die Mehrdeutigkeit, Widersprüchlichkeit und Wahrnehmungsvielfalt von Objekten zu achten. In seinem «Passagen-Werk» skizziert Benjamin eine Reihe von Methoden, um sich mit der Materialität der Gegenwart auseinanderzusetzen, indem man die Vergangenheit neu beleuchtet. Dabei müssen jedoch die Dinge und ihre Vergangenheit über die Grenzen der vorherrschenden Geschichtsauffassung hinaus Bedeutung erlangen und auf uns einwirken können. Insbesondere lehnt Benjamin jene Art von Geschichtsauffassung ab, die auf Linearität, Chronologie und epochenbezogener Abfolge basiert, ebenso wie er sich gegen Konzepte wie «Fortschritt», «Niedergang» oder ein Streben nach «reinem» Wissen bezüglich der Vergangenheit verwehrt. Hinzu kommt, dass wir, wenn wir diese dominante Historizität nicht kritisch angehen, zwangsläufig auch die epistemischen Grundlagen der kolonialen Moderne reproduzieren. Benjamin erforscht stattdessen eine andere Art des Wissens, ein Wissen, das Fragmenten entspringt und in Form von «Blitzen» erfahren wird, wodurch etwas Unerwartetes in der Gegenwart aktiviert wird, das wiederum etwas bisher Unvorstellbares zum Leben erweckt: «das Erwachen eines noch nicht bewussten Wissens von dem, was gewesen ist».¹⁰

Benjamin ist nicht der Einzige, der eine alternative, kritische Form der Auseinandersetzung mit Dingen propagiert. Da ist zum Beispiel auch die Queer-Theoretikerin Eve K. Sedgwick, die darauf besteht, dass wir auch etablierte Formen des kritischen Lesens in der Wissenschaft hinterfragen. Laut Sedgwick herrscht seit den 1990er Jahren eine Art «paranoides Lesen» vor: ein verzweifelter Bestreben, Macht zu entlarven und anzuprangern, bevor man unter ihren negativen Auswirkungen leidet. Werden alternative Lesarten verdrängt, bleibt nichts anderes übrig als paranoides Lesen, das auf einer «Hermeneutik des Verdachts» gründet, die es schwierig macht, «die lokalen, kontingenten Beziehungen zwischen einem bestimmten Erkenntnisbestandteil und den narrativen/epistemologischen Implikationen für den Fragenden zu entziffern».¹¹ Stattdessen plädiert Sedgwick für ein «reparatives Lesen», eine Methode, «die eigenen Ressourcen zu nutzen, um die zerstörerischen Partialobjekte [unserer Welten] zu etwas wie einem Ganzen zusammenzufügen [...], wenn auch [...] nicht unbedingt etwas, das einem bereits bestehendem Ganzen entspricht».¹² Wie Benjamin schlägt Sedgwick vor, dass wir uns mit den Fragmenten unserer kompromittierten Welten auseinandersetzen und durch sie und um sie herum neue, gerechtere Zukünfte imaginieren – eine Art Freisetzung und Neufestlegung von Dingen, wenn man so will, mit dem Potenzial, neue Formen der Vorstellungskraft und Zukunft zu aktivieren.

Ein weiteres Problem muss auch noch berücksichtigt werden: Wenn das Aufbrechen von Festschreibungen zu einer zentralen Form der Kritik wird, stellt sich die Frage, wie die unzähligen Versuche sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart, die Bedeutungen und Potenziale von Objekten festzulegen, zu verstehen sind. Wie das Beispiel der Provenienzforschung zeigt, führt die Aufhebung der Bedeutung von Dingen, wie sie in den Beständen europäischer und amerikanischer Museen bisher gegolten hat, lediglich zu

neuen Formen der Festschreibung und Verortung. In einigen Fällen hat die Wende zu einem eher grobschlächtigen Empirismus geführt – also der blossen Dokumentation, wie Objekte transportiert wurden, wem sie gehörten und wer sie eingeliefert hat – und auch dazu, dass die Identität eines Artefakts als Chronologie seines Werdegangs und seiner Besitzverhältnisse fixiert wurde, das heisst, die Forschung hat die Tendenz, Artefakten eine narrativ aufgebaute Lebensgeschichte zu verleihen, die der oben erwähnten «biografischen Illusion» des bürgerlichen Subjekts ähnelt. Debatten über Museumsobjekte haben zudem oft dazu geführt, dass feste Identitäten postuliert, Kulturen essentialisiert und ontologische Pluralität enthistorisiert wurden. Solche Prozesse sind meiner Meinung nach politisch keineswegs irrelevant, im Gegenteil, sie erweitern lediglich die vorherrschenden Paradigmen der kolonialen Moderne, die oft als spätkapitalistische Konsumfantasien recycelt werden. Daher reicht es nicht aus, nur die Fixierungen aufzuheben. Es gilt auch, die unzähligen Bestrebungen, Mechanismen und Kontexte zu verstehen, durch die neue Fixierungen zustande kommen: Bestrebungen, Objekte, ihren Wert und ihre Bedeutungen gegenüber einer Ambiguität zu festigen, die politischen Positionen feindlich gesinnt zu sein scheint.

Zeitgebundene Episteme

Befasst man sich mit dem Thema Objekte, Ethnologie und Kolonialität, muss man auch darüber reflektieren, wie durch den Spätkapitalismus hervorgerufene politische und wirtschaftliche Veränderungen a) die Bedeutsamkeit und Mechanismen von Geschichte, Historizität und Erinnerung sowie b) Fragen zu Identitätspolitik, Zugehörigkeit und Indigenität transformiert haben. Beide Entwicklungen sind von zentraler Bedeutung für das Verständnis dessen, was Provenienzforschung heute möglich und nachvollziehbar macht. Gleichzeitig können sie für Provenienzforscher*innen als Mahnung dienen, zu hinterfragen, inwiefern ihre Arbeit epochenprägende Diskurse und Vorstellungswelten unkritisch fixiert.

Im Spätkapitalismus beobachten wir, erstens, eine Abkehr von modernistischen Vorstellungen von Geschichte als etwas, das auf objektiver Wahrheit, Fortschritt und Linearität fusst. Tatsächlich erweisen sich die neuen vorherrschenden Formen der Historizität als ziemlich paradoxal.¹³ Einerseits erleben wir weltweit eine Abkehr von etablierten («offiziellen») Geschichtsdarstellungen, was sich unter anderem im Bestreben ausdrückt, mit einer als korrupt und einengend empfundenen Vergangenheit zu brechen. Dies zeigt sich beispielsweise in Migrationsideologien (das heisst der Absage an eine an einen ursprünglichen Ort gebundene Vergangenheit, die einen in Geiselhaft hält), bei Wiedergeborenen im Rahmen christlicher Pfingstbewegungen (das heisst der Absage an den Teufel, der hinter all den falschen Bräuchen und Traditionen der Vergangenheit vermutet wird), aber auch in unzähligen ikonoklastischen Bestrebungen, die materiellen Zeugnisse früherer Regime und Geschichten zu beseitigen (zum Beispiel das Entfernen sozialistischer oder kolonialer Statuen). Andererseits geht diese Ablehnung der Geschichte einher mit einer weltweiten Aufwertung von Erinnerungspraktiken, Narrativen über Traumata und Projekten zur Wiedergutmachung. Von Versuchen der Konfliktverarbeitung und Wahrheits- und Versöhnungskommissionen bis hin zu Kulturtourismus und der Kommodifizierung von Geschichte: Jean und John Comaroff erkennen darin ein dringendes Bedürfnis nach Rückkehr zur Geschichte mit dem Ziel, die Zukunft in Gang zu bringen. In diesen Kontexten kommt es zu einer Deregulierung und Privatisierung von Geschichte: Ihre Wahrheit ist zu einer Frage subjektiver Wahrnehmung und Zeugenschaft geworden, aber auch zu einem Opfer der Justizialisierung (das heisst, dass Gerichte endgültige Urteile über historische Begebenheiten fällen). Institutionen wie Museen, Medien und Talkshows, so die Comaroffs, erheben persönliche Bekenntnisse zu historischen Wahrheiten und erzeugen so eine Kakophonie aus individuellen Erinnerungen, die jede Möglichkeit einer Kritik an systemischen Strukturen im Keim erstickt. So wird aus Geschichte Identität im Sinne eines Mittels, um Rechte, Anerkennung und Wiedergutmachung einzufordern.

Zweitens hat der Spätkapitalismus neue Formen der Kultur- und Identitätsökonomie hervorgebracht, die mit Multikulturalismus, Ethnonationalismus und Konsumismus verbundene Identitätskonzepte normalisiert haben. Mit zunehmender Mobilität und Migration innerhalb und über Grenzen hinweg beobachten wir vermehrt Forderungen nach einer ›Rückkehr‹ zu Indigenität, Zugehörigkeit und Identität, und damit Bestrebungen, nationale, regionale oder kulturelle ›Grenzen‹ dicht zu machen und ›Einheimische‹ von ›Fremden‹ zu trennen.¹⁴ Im selben Zug beobachten wir unzählige Bemühungen, autochthone Kultur oder ethnische Identität zu ›branden‹, zu kommerzialisieren oder einzuvernehmen, oft in Ermangelung anderer Formen von Ressourcen. Dies sind kaum Umstände, in denen kulturelle Unterschiede verloren gehen. Ganz im Gegenteil. Ethnolog*innen haben gezeigt, dass die Vermarktung von Identität auch eine Chance ist, das kollektive Leben, traditionelle Formen der politischen Gemeinschaft und Führung sowie Abgrenzung als gezielte Strategie der Markendifferenzierung wiederzubeleben.¹⁵ Diese übergreifende, politische Ökonomie von Identität, Kultur und Zugehörigkeit hat unter anderem auch die aktuellen Forderungen nach der Rückgabe von Museumsartefakten nachvollziehbar und bedeutsam gemacht. Was hier weiter ergründet werden muss, sind die Herausforderungen, die aus dieser globalen politischen Ökonomie erwachsen, in der eine besonders ausgeprägte Grammatik der Identität dominiert.

Die Provenienzforschung hat das Potenzial, grundlegende epochale Veränderungen im Rahmen ihrer Untersuchungen von Objekten, deren Herkunft und Rückgabeansprüchen zu beleuchten und zu hinterfragen. Meiner Ansicht nach reicht es nicht aus, die Geschichte eines Objekts nachzuzeichnen, ohne auch die umfassenderen historischen Veränderungen und diskursiven Regeln zu verstehen, die Rückgabeansprüche überhaupt möglich und nachvollziehbar machen, einschliesslich der Position der Provenienzforscher*innen als solche.

Subjekt, Objekt, Ware

Abschliessend erachte ich es für wichtig, dass die Provenienzforschung nicht unkritisch zwei weitere apriorisch-konzeptuelle Unterscheidungen reifiziert: (i) die Unterscheidung zwischen Subjekten und Objekten und (ii) die Unterscheidung von Objekt und Ware. Ich werde diese Punkte anhand eines kurzen ethnografischen Exkurses veranschaulichen.

Im Rahmen meiner Forschungen in der Stadt Maralal im Norden Kenias stiess ich auf eine soziale Konstruktion von Männlichkeit, die als ›Plastic Boys‹ bezeichnet wird.¹⁶ Plastic Boys sind junge Männer, die nach Maralal gezogen sind, nachdem sie oder ihre Familien durch gewaltsame Viehdiebstähle aus ihren angestammten Gebieten vertrieben wurden. Um ein Einkommen zu generieren, begannen sie, traditionelle Artefakte der dort ansässigen Hirtenvölker zu sammeln und in einem kleinen Kuriositätenladen an Touristen zu verkaufen. Die Menschen vor Ort verwendeten den Begriff ›Plastik‹, um ihre Ansicht zu unterstreichen, dass diese Männer, ähnlich wie ausländische Plastikwaren, nicht zur Region gehörten. Ähnlich wie Plastik würden sie weder wachsen noch sich vermehren und somit auch keinen sozialen Wert schaffen; im Gegenteil, wie Plastikmüll wären sie für das soziale Leben vor Ort ›toxisch‹. Dadurch wurden die Fremden marginalisiert, aber die Plastic Boys selbst waren stolz auf ihren Kollektivnamen: Sie sahen sich als formbar wie Plastik und dadurch besser in der Lage, mit Schwierigkeiten umzugehen und Misslichkeiten zu meistern. Die Plastic Boys als soziale Kategorie gibt es seit den 1980er Jahren; die meisten Einheimischen hoben hervor, dass diese Leute es nie vermocht hatten, richtig Geld zu verdienen, Reichtum anzuhäufen und somit Respekt zu erlangen. Einige führten die missliche Lage darauf zurück, dass die Plastic Boys Kalebassen, Holzbehälter und Hocker sowie andere traditionelle Haushaltsgegenstände verkauften, von denen man glaubte, sie enthielten *latukuny* – den Geruch, Schweiss oder Schmutz – ihrer ursprünglichen Besitzer. Für die Samburu beispielsweise stellten solche Gegenstände körperliche Erweiterungen ihrer Besitzer dar und somit auch ihrer Handlungsmacht. Bei Ritualen und Segnungen konnten Kalebassen in Abwesenheit ihrer Besitzer als ihre Stellvertreter wirken, sie aber

auch verfluchen, wenn diese sie vernachlässigten, indem sie beispielsweise vergassen, Milch einzufüllen oder die Behälter nicht pflegten, sodass Sprünge und Risse entstanden. Langer Rede, kurzer Sinn: In den Augen der Einheimischen ›verzehrten‹ die Plastic Boys diese körperlichen Erweiterungen – das heisst, sie zogen Profit daraus –, was sozusagen einem widerlichen, kannibalistischen Akt gleichkam. Als ich diese Kritik gegenüber den Plastikjungen äusserte, warfen sie den Samburu vor, rückständig und abergläubisch zu sein, und wiesen darauf hin, dass die Samburu ihnen diese Gegenstände selbst verkauft hätten.

Was hier auffällt, ist, dass die Grenze zwischen Objekt und Subjekt fließend ist. Für viele Samburu sind Kalebassen sowohl Objekt als auch Subjekt, während sie für die Plastic Boys reine Objekte sind – eine Unterscheidung, die sie aufgrund ihrer Identität als rationale, schulgebildete Männer gegenüber den ›rückständigen‹ Samburu ableiteten. Gleichzeitig versachlichten viele Samburu die fremden Jungs diskursiv, indem sie sie mit dem Begriff Plastik in Verbindung bringen und ihnen damit die Fähigkeit, zu wachsen, sich fortzupflanzen und Wohlstand zu erlangen, absprechen. Aber nicht nur die Grenze zwischen Subjekt und Objekt ist hier etwas schwammig, das Gleiche trifft auf die Unterscheidung zwischen Objekt und Ware zu. Es liegt nicht daran, dass Kalebassen bereits vor dem monetären Tauschakt gleichsam als Subjekte und Objekte existieren, die lokal geäusserte Kritik an solchen Transaktionen (die Veräusserung von persönlichen Kalebassen) ist in sich bereits eine Antwort – und somit eine dialektische Erweiterung – auf die Logiken der Kommodifizierung. Lebensspendende Objekt-Subjekte wie Kalebassen werden zu dem, was sie sind, gerade weil sie vor solch modernen Phänomenen wie Plastik oder Marktransaktionen geschützt werden müssen. Die Dinge sind in der Tat etwas chaotisch und bedingen, dass wir ein bisschen länger in der Unordnung verweilen, um die ineinandergreifenden Logiken, die hier im Spiel sind, behutsam herauszukitzeln.

Wenn Dinge mehr sind, als sie zu sein vorgeben, oder zumindest was wir in ihnen sehen, dann stellt sich für mich auch die Frage nach dem Subjekt oder anders gesagt: es kann keine Theorie des Objekts ohne eine Theorie des Subjekts geben. Wie steht es hier konkret um das Verhältnis zwischen Objekt und Subjekt? Sowohl Marxisten als auch Psychoanalytiker würden sagen, dass es ausserhalb unserer aktiven Bemühungen, uns von Dingen abzugrenzen, keine Trennung zwischen Subjekt und Objekt gibt, sodass Objektivierungsprozesse immer auch Subjektivierungsprozesse sind. «Was versteht man unter einem Subjekt?», fragt Jacques Lacan. «Ganz genau das, was, in der Entwicklung der *Objektivierung*, ausserhalb des Objekts ist.»¹⁷ Sammler wie Alfred Sarasin, Paul Wirz, die Gebrüder Zahn und andere, die in dieser Publikation dokumentiert sind, inszenierten Subjektivitäten durch das Sammeln und Stiften von Artefakten (gelegentlich im Namen von Ruhm und Ehre), gleichzeitig hat die Inszenierung von Subjektivität zur Objektivierung von Dingen geführt und sie eventuell in besonderer Weise beeinflusst. Von zentraler Bedeutung ist hier auch die Subjektivität des Forschers: Wie gehen wir als Ethnolog*innen in unserer kritischen Auseinandersetzung mit Provenienz und postkolonialer Kritik mit Subjektivität um, während wir gleichzeitig die Dinge, die wir dokumentieren sollten, objektivieren, stabilisieren und fixieren?

Ich habe bereits zuvor das Ansinnen erwähnt, Objekte zu fixieren und ihre Mehrdeutigkeit zu beseitigen, um politische Ansprüche geltend machen zu können. Für mich weist dieses Streben markante Ähnlichkeiten mit dem Prozess der Markenbildung und der Werbung auf, in dem Objekten fetischistische Qualitäten, verführerische Eigenschaften und letztlich auch ein Transaktionswert angehängt werden. Kurzum: Nicht nur Subjekt und Objekt entstehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander, genauso müssen Objekte im Verhältnis zur Ware kritisch betrachtet werden, dem entscheidenden historischen Paradigma, durch das wir ihre Objektivität in der Gegenwart erkennen. Nochmals: Das Aufbrechen von Objekten löst nicht alle unsere Probleme. Ist es nicht so, dass die spätkapitalistische Ware sich ständig neu erfindet, indem sie ihre Grenzen, das, was sie als ›ausserhalb‹ ihrer selbst darstellt, die ›Flucht‹ aus ihrer eigenen Entfremdung sozusagen, selbst zur Ware

macht? Entsteht Mehrwert nicht gerade aus dem imaginären authentischen ‹Aussen› der Ware, gewissermassen aus dem authentischen Nicht-Ware-Sein? Es zeigt sich, dass wir uns kritischer mit immanenten Theorien der Ware auseinandersetzen müssen, um unser Verhältnis zu Objekten nicht nur in der Provenienzforschung, sondern ganz allgemein in der Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen Ethnologie und Kolonialität zu verstehen.

* * *

Ich denke, dass zukünftige Forschungen zur Beziehung zwischen Objekten, Ethnologie und Kolonialität den unbequemen Schritt gehen müssen, die Bequemlichkeit kategorischer Gewissheiten zurückzustellen und Eindeutigkeiten aufzuheben. Anstatt dessen müssen wir uns in langgezogenen, verschwommenen Kreisen um einen Mittelpunkt drehen und entwirren, wie Objekte und Vergegenständlichungen zentripetal die politischen und wirtschaftlichen Kontexte widerspiegeln, in denen sie verwendet werden, und diese Kontexte, oft auf unerwartete Weise, zentrifugal prägen. Eine solche Auseinandersetzung setzt voraus, dass Dinge aus ihrer festen Verankerung gelöst und gegen ihre dominanten Bedeutungsstrukturen gelesen werden müssen, um zu verstehen, wie diese Bedeutungsstrukturen ihnen die Illusion des Festgefügtseins verleihen. Darüber hinaus müssen wir uns mit dem erweiterten Handlungsfeld auseinandersetzen, in dem die Unterscheidung zwischen Subjekten und Objekten, Waren und anderen Dingen nicht immer eindeutig ist. Eine solche Hinwendung zu Dingen könnte letztlich auch ein Weg sein, ‹unsere Imagination zu befreien›, wie es der kenianische Schriftsteller Binyavanga Wainaina formuliert, ein Mittel, um den normativen kolonialen Denkparadigmen entgegenzutreten, die oft das Gegenteil bewirken, nämlich einen ‹Bankrott der Vorstellungskraft›.¹⁸ Wie das bei Umwegen aber so üblich ist, unsere analytische Vorstellungskraft muss zum Objekt zurückkehren, um das wir gekreist sind, um die gedanklichen Höhenflüge – Kontextualisierung und kritische Hinterfragung – zu einem Abschluss zu bringen. Und genau in dieser Dialektik zwischen Vorstellungskraft und konkreten Dingen muss mit einer sorgfältigen, rigorosen und akribischen Betrachtung der Objekte begonnen werden, wie es die Beiträge in diesem Band veranschaulichen. Dank seiner vielschichtigen Zugänge zu einer Fülle von Themen wirft dieses Buch wegweisende Fragen auf, die in den kommenden Jahrzehnten die ethnologische Provenienzforschung prägen werden, immer mit einem Blick auf den Raum zwischen dem Konkreten und den weiteren Bedingungen der Möglichkeit.

1 Siehe zum Beispiel den von Witz, Minkley und Rassool 2017 herausgegebenen Band.

2 Wichtige Texte, die sich mit der Bedeutung von Mehrdeutigkeit und ihrer fortschreitenden Auflösung im Kolonialismus befassen, finden sich unter anderem in Bhabha 1994, Pels 2008 und Stoler 2002.

3 Trouillot 1991.

4 Für eine Erörterung von Umwegen im ethnografischen Sinne siehe Meiu 2023, 33–34.

5 ‹The Lonely Death of George Bell›, New York Times, 17. Oktober 2015. Online: <https://www.nytimes.com/2015/10/18/nyregion/dying-alone-in-new-york-city.html> (06.07.2025).

6 Freud 1913.

7 Jallo 2023.

8 Schmid 2023, 34.

9 Nehmen wir zum Beispiel die Arbeit von Niklas Wolf (2023), der zeigt, wie Vodun-Artefakte – die immer auf verschiedene andere Orte und unzählige Vergangenheiten verweisen – kaum als monolithisch oder gar ‹kulturell› im engeren Sinne verstanden werden können. ‹Vodoun›, argumentiert Wolf, ‹can hardly be thought of as hermetically closed or being geographically or medially definite, but rather must be read in the form of intercultural hermeneutics› (151).

Und so werden Vodun-Schreine für Wolf zu wahren ‹Archiven›. Solche Archive können niemals statisch sein, denn ihre Kraft beruht auf ihrer Fähigkeit, in der Gegenwart unerwartete Momente, Ereignisse oder Begegnungen aus der Vergangenheit und anderen Orten wieder zum Leben zu erwecken. Genau das geschieht in Ritualen: ‹The performative – and temporary – activation of the material culture [...] is thus expanded by a dimension of producing permanent knowledge, so the shrine itself can be read as an archive and history book [...] an archive of memory› (154).

10 Benjamin 1999, 458.

11 Sedgwick 2003, 124.

12 Ebd.

13 In diesem Abschnitt orientiere ich mich vor allem an Jean Comaroff und John L. Comaroff 2012, 133–152.

14 Siehe z.B. Geschiere 2009.

15 Siehe beispielsweise Comaroff; Comaroff 2009 sowie Meiu; Comaroff; Comaroff 2020

16 Das Material, auf das ich mich in diesem Absatz beziehe, analysiere ich an anderer Stelle, unter anderem in Meiu 2020, 222–235.

17 Lacan 1988, 184.

18 Binyavanga Wainaina <https://www.youtube.com/watch?v=8uMwppw5AgU> (06.07.2025).

342

Dank

«Jeder Fall liegt anders» ist das Ergebnis von etwas mehr als zwei Jahren Forschung zur Provenienz der Sammlungen des MKB. Dass diese Forschung trotz der Heterogenität des Sammlungsbestandes, der damit einhergehenden Unübersichtlichkeit und mancher Einschränkungen konzentriert, ergebnisorientiert und erfolgreich erbracht werden konnte, verdanken wir zahlreichen Institutionen und Personen. Daher ist es mir ein grosses Anliegen und eine Freude, allen Beteiligten, die zum Gelingen dieses Projekts beigetragen haben, meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Als Erstes möchte ich mich bei den Institutionen bedanken, deren grosszügige finanzielle Unterstützung die Durchführung des Projekts bisher ermöglicht haben und – so hoffen wir – weiterhin ermöglichen werden.

Mit der Rahmenausgabenbewilligung (RAB) – beantragt vom Regierungsrat, genehmigt vom Grossen Rat auf Antrag der Bildungs- und Kulturkommission des Parlaments, jährlich aufs Neue bewilligt vom Vorsteher des Präsidialdepartements unter konstruktiver Mitwirkung der Abteilung Kultur – wurde der Provenienzforschung in den kantonalen Museen Basel-Stadt der dringend nötige Stellenwert eingeräumt. Die weitsichtig zur Verfügung gestellten Finanzmittel erlauben nicht nur die Aufarbeitung der Sammlungsgenese, sie führen auch zu äusserst reichhaltigen Kooperationen und einer inhaltlichen Neubewertung der Sammlungen. Ich danke allen, die sich für die RAB eingesetzt haben und die Resultate dieses Einsatzes interessiert verfolgen.

Ein ebenso aufrichtiger und herzlicher Dank gebührt der Ernst Göhner Stiftung, ihrem Stiftungsrat und Frau Corinne Linda Sotzek. Nicht nur hat die Stiftung einen überaus grosszügigen Beitrag gesprochen; das Engagement für das Projekt – insbesondere seitens Frau Sotzek – beinhaltet auch einen Besuch in den Sammlungen, einen anregenden Gedankenaustausch und grosses Interesse an der noch längst nicht im ganzen Ausmass bekannten Problemstellung «Provenienz in ethnologischen Museen».

Voraussetzungen für diese Unterstützungen waren unter anderem die Bewilligungen von Anträgen durch das Bundesamt für Kultur (BAK). Mit der Ausweitung der Provenienzforschung auf Bestände aus kolonialen Kontexten hat das BAK ein gewichtiges Zeichen und diese Forschungsrichtung etwa am MKB erst auf die (auch politische) Agenda gesetzt. Mit Mitteln des BAK konnten wir ab 2020 grössere Provenienzforschungsprojekte in Angriff nehmen.

Initialprojekte konnten wir mit Mitteln des Georges und Mirjam Kinzel-Fonds realisieren. Dieses Legat ist der Forschung im MKB vorbehalten. Laut Statuten werden die Anträge des Museums von den universitären Mitgliedern der Museumskommission des MKB geprüft und bei Zustimmung der gesamten Museumskommission vorgelegt. Ich danke allen Mitgliedern der Kommission für ihre Geduld, ihr Wohlwollen, für die Zustimmung zu den Anträgen und das Vertrauen in unsere Arbeit. Durch diese Unterstützung konnten wir bereits 2013 mit der Provenienzforschung starten, eine vorläufige Auslegung erarbeiten und so eine Grundlage schaffen, auf der alle weiteren Projekte aufbauen können.

Ein gewichtiger Anteil an der Entwicklung dieses Forschungszweiges kommt auch der Stiftung zur Förderung des MKB zu. Präsident und Stiftungsrat waren immer aufgeschlossen gegenüber auch unkonventionellen Anfragen; sie engagierten sich – etwa in Form von Anschubfinanzierungen und Defizitgarantien – für Fragen der Provenienz, auch als diese noch nicht tägliche Medienmeldungen provozierten. Dafür danke ich ganz herzlich.

Mit der Förderung durch diese Institutionen konnten wir die Arbeit erbringen, die jetzt als Zwischenbilanz in Buchform vorliegt. Für die finanzielle Beteiligung an den Kosten der Publikation danke ich der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft.

Die Entwicklung einer Systematik für ein Forschungsfeld, das sich angesichts schwieriger politischer Entwicklungen einerseits und neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse andererseits neu definiert (und auch neu definieren muss), erfordert ständige Reflexion. Dabei haben uns externe Wissenschaftler*innen unterstützt, indem sie uneigennützig unsere Einladung zu Workshops angenommen haben. Ich danke den Kolleg*innen Prof. Brian Martin, Wominjeka Djeembana Indigenous Research Lab an der Fakultät für Kunst, Design und Architektur der Monash University, Australien; Prof. Corey Ross, Europainstitut der Universität Basel; Prof. Glenn Penny, University of California, Los Angeles; Prof. Bernhard Tschöfen, Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich; Dr. Anna-Maria Brandstetter, Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Universität Mainz; Prof. Monica Juneja, Global Art History, Universität Heidelberg. Mit ihrer Expertise haben sie alle zu einem erkenntnisreichen und fruchtbaren Austausch beigetragen, freimütig Problemfelder dieses Forschungszweiges benannt und dabei immer dessen Zukunftsorientierung im Auge behalten.

Zum Projektteam gehört neben den Mitarbeitenden in der Provenienzforschung des MKB als universitärer Kooperationspartner Prof. Konrad Kuhn, Universitäten Basel und Innsbruck. Ihm danke ich nicht nur für sein Engagement während vieler Stunden Diskussion und für seine konstruktive Kritik etwa bei der Entwicklung der Systematik, die die Forschung strukturiert, sondern auch für seine geduldige und aufbauende Mitarbeit beim Lektorat der Beiträge dieses Bandes.

Mein tief empfundener Dank gilt einem Team, das weit mehr ist als eine Arbeitsgemeinschaft – es ist ein eindrucksvolles Zeugnis für wissenschaftliche Kooperation gepaart mit Offenheit und gegenseitigem Respekt. Was die Mitarbeitenden des Teams geleistet haben, ist aussergewöhnlich, nicht nur inhaltlich, sondern auch im Wie. Mein herzlichster Dank dafür an Isabella Bozsa, Basil Bucher, Silvia Greber, Daniela Müller, David Rentsch und Julia Singh – die sechs Wissenschaftler*innen des Kernteams in der Provenienzforschung am MKB.

Auch wenn der Austausch seltener war und ist, danke ich den beiden Assistentinnen Shayenne Sieber und Alana Kaeslin für die Unterstützung des Kernteams sowie Conrad Bosshard und Corinne Kramer für ihre professionellen Fotografien, ihre speditive Arbeit und ihre grosse Flexibilität nicht weniger herzlich. Bei der Fotografie stand unser Mitarbeiter Omar Lemke stets mit Rat und Tat zur Seite.

Schliesslich danke ich allen Autor*innen für ihre Artikel, die sie in sehr knapp bemessener Zeit verfasst haben. Neben dem Kernteam haben drei Kuratorinnen des MKB – Tabea Buri, Aila Özvegyi und Beatrice Voirol – sowie vier externe Autor*innen – Taloi Havini, Zainabu Jallo, Tevodai Mambai und George Paul Meiu – Beiträge verfasst. Durch ihre engagierte und fundierte Auseinandersetzung mit den Themen haben sie neue Erkenntnisse und Perspektiven eröffnet, die sicherlich auch die zukünftige Provenienzforschung am MKB inspirieren werden.

Nur dank individuellen Leistungen, kollegialer Zusammenarbeit, sich ergänzenden Kompetenzen und neugieriger Reflexion ist die Zwischenbilanz zur Provenienzforschung am MKB, wie sie mit dieser Publikation vorliegt, möglich. Allen Beteiligten spreche ich meinen herzlichsten Dank aus.

Anna Schmid

